

Kapitel 3

Die bittere Wahrheit

Jeff schüttelte die Irritation über das gerade Erlebte ab und wandte sich wieder Sebastian zu, der inzwischen Platz genommen hatte.

Der Professor ließ den Finger vom Knopf, und prompt bestätigte eine freundlich-sanfte Stimme: „Sofort, Herr Professor.“

Kurz ärgerte ihn, dass die Bilder nicht schon bereitlagen, erinnerte sich aber an das Chaos im Stickwerk, wo sein eigentliches Sprechzimmer lag.

„Mann, Mann, Jeff, bei mir sieht’s vielleicht wüst aus“, sagte Sebastian. „Die verlegen die Fußböden neu. Alter Scheiß raus, neuer Mist rein.“

Jeff mochte es, wenn sich sein Freund einer normalen Sprache bediente.

„Du glaubst nicht, wie das staubt. Und der neue Kleber stinkt – ich bin echt froh, wenn die Nummer endlich gelaufen ist.“

Er war dankbar, das Thema nicht sofort auf die Diagnose lenken zu müssen und die Wartezeit mit Smalltalk zu überbrücken.

Ein leises Klopfen ertönte.

Ohne ein „Herein“ abzuwarten, schwang die Tür auf.

Die sympathische Frau von vorhin brachte den Umschlag mit den Röntgenbildern.

Sebastian nahm ihn mit einem knappen „Danke“ entgegen, öffnete ihn und klappte das erste Bild an die Leuchttafel. Das zweite Bild platzierte er daneben.

Die Darstellungen zeigten es unmissverständlich: Deutliche Merkmale eines Tumors, der in Jeffs Gehirn bedrohliche Ausmaße angenommen hatte.

„Jeff...“, begann Sebastian, seine Stimme sanft, aber fest.

„Die Untersuchungen sind abgeschlossen. Der Tumor... er ist unheilbar. Es gibt nichts, was wir tun können, um ihn zu stoppen.“

Jeff starrte auf den Tisch vor sich, als versuchte er, das Gewicht der Worte abzuwägen.

Es war, als würde sich der Raum langsam drehen, der Boden unter seinen Füßen verschwinden.

Noch vor ein paar Jahren hätte er geglaubt, nichts könne ihn umwerfen.

Jetzt fühlte er sich wie ein Blatt im Wind – ziellos, verloren.

„Was... was bedeutet das genau?“, fragte er.

Die Worte kamen rau und mechanisch über seine Lippen.

„Gibt es wirklich keine Chance mehr?“

„Es gibt keine Chance, Jeff“, antwortete Sebastian ruhig.

„Es gibt keine Behandlung, die diesen Tumor heilen kann. Wir könnten versuchen, das Wachstum zu verlangsamen, dir etwas mehr Zeit zu verschaffen – aber verhindern können wir das Unvermeidliche nicht.“

Jeff spürte einen Kloß in seinem Hals, der sich mit jedem Wort fester zog.
Eine zerrissene Leere breitete sich in ihm aus, als würde sein eigener Körper ihm nicht mehr gehören.

„Mehr Zeit...“, wiederholte er fast im Delirium.
„...für was? Ich hab’ alles verloren. Meine Ehe... mein Leben...“

Seine Stimme war kaum mehr als ein Flüstern.
Sebastian versuchte, ihm durch seinen Blick Trost zu spenden.
Doch Jeff sah nur noch die Leere.

Der Raum verschwamm vor seinen Augen.

„Was habe ich noch?“, flüsterte er fast unhörbar.
„Für wen soll ich kämpfen?“

„Es gibt immer noch Möglichkeiten, Jeff“, versuchte Sebastian.
Doch seine Worte klangen leer, wirkten hilflos in dieser Stille.

„Vielleicht ist es das Beste, was mir passieren konnte“, unterbrach Jeff ihn bitter.
Er starrte auf seine Hände, als könnten sie ihm Antworten geben – doch sie waren leer.

„Ich habe nie wirklich für etwas gekämpft. Vielleicht ist es besser, einfach loszulassen.“

Sebastian senkte den Blick.
Es war schmerzhaft, seinen Freund so zu sehen – die letzten Reste von Hoffnung versinkend in Verzweiflung.

„Du kannst immer noch entscheiden, wie du deine verbleibende Zeit gestalten willst“, sagte Sebastian erneut leise.
Doch er spürte, wie wenig diese Worte noch bewirkten.

„Vielleicht...“, begann Jeff, seine Stimme kaum hörbar, „...habe ich nie gewusst, wie man lebt.“

Sein Kopf sank, die Schultern sackten in sich zusammen.
Seine Augen starrten ins Nichts – glasig, erschöpft.

„Vielleicht ist der Tumor gar nicht das Problem. Vielleicht ist er nur der Spiegel.“
Er stockte, als würde ein lange verschütteter Gedanke an die Oberfläche steigen.

„Ich habe nie für etwas gekämpft“, fuhr er leise fort.
„Nicht um meine Ehe. Nicht darum, eine Familie zu gründen. Alles ist mir einfach zugeflogen.
Und wenn es schwer wurde... bin ich gegangen. Immer den leichteren Weg gewählt. Warum sollte es jetzt anders sein?“

Sein Blick wanderte langsam zur Wand, ohne etwas zu fokussieren.
Für einen Moment schien er nicht mehr im Raum zu sein, nicht mehr in dieser Welt.

„Ich hab meine Chance nicht genutzt, Seb“, sagte er ruhig, fast befreit.
„Ich hab alles verdorben. Was bleibt da noch zu kämpfen?“

„Du bist mein Freund, Jeff“, sagte Sebastian mit einem tiefen Seufzer.
Seine Worte waren weich, aber schwer vor Schmerz.

„Und du bist nicht allein. Du kannst das nicht alleine durchstehen. Ich werde bei dir sein. Du bist wichtig. Du hast noch etwas zu geben, auch wenn es dir jetzt nicht so erscheint.“

Jeff ließ sich langsam in den Stuhl sinken.
Sein Blick war leer, und der Raum wurde immer stiller.

In seinem Kopf drehte sich alles nur noch um eine einzige Frage:
Wie sollte er diesen Schmerz, diese Leere aushalten?

„Es fühlt sich an, als ob alles zu Ende ist“, murmelte er.
„Als ob der Boden unter meinen Füßen sich aufgelöst hat.“

Sebastian setzte sich wieder, blickte ihn lange an – wissend, dass es manchmal keine Worte gab, die Heilung brachten.

„Vielleicht fühlt es sich jetzt so an“, sagte er leise.
„Aber du hast immer noch die Wahl, Jeff. Du musst nicht loslassen, nur weil es dunkel ist.“

Doch Jeff hatte seine Entscheidung längst innerlich getroffen.

In ihm war eine tiefe Stille eingekehrt – eine Stille, die ihn klarer denken ließ:
Vielleicht hatte er wirklich nichts mehr, wofür es sich zu kämpfen lohnte.

Seine glasigen Augen verschwammen.
Er spürte, wie feine Haare auf seiner Haut sich aufrichteten.

Er konnte den Blick nicht mehr vom Leuchtkasten lösen.
Vor seinen Augen begann sich das Licht zu verändern – Wasser... dann ein Turm... Spiegel, die sich wie ein Vorhang davor zogen.

Sein letzter Gedanke, bevor ihm endgültig schwarz vor Augen wurde, war:
„Ich würde meine Seele opfern, um meine Fehler wieder gut machen zu können.“

Dann kippte Jeff vom Stuhl.
In weiter Entfernung hörte er noch eine Stimme rufen:
„Schwester, schnell! Ein Kollaps!“

Kapitel 4

Zwischenwelt

Zusammengekauert lag Jeff in der Dunkelheit.

Unbekleidet, die Knie an die Brust gezogen.

Sein knochiger, magerer Körper – vom Kampf gegen die Krankheit gezeichnet – fror zu seiner eigenen Verwunderung nicht.

Langsam schlich sich das Bewusstsein nach vorne.

Unter ihm spürte er feinkörnigen Sand.

Kein typischer Strandsand – grobkörniger, fast, als hätte man ihn absichtlich so gewählt.

Kein Luftzug. Kein Geräusch. Nur völlige, erdrückende Stille.

Ein Traum. Sicherlich ein Traum, dachte Jeff und öffnete vorsichtig die Augenlider.

Ein Licht empfing ihn – so sanft, dass es ihn nicht blendete, obwohl seine Pupillen tief aus der Dunkelheit kamen.

Es wurde langsam heller. Sehr langsam, als wolle das Licht ihm Zeit geben, sich an seine Gegenwart zu gewöhnen.

Jeff drehte sich leicht, kam in eine Sitzposition.

Noch immer hielt er die Knie angezogen, die Hände umklammerten seine Schienbeine.

Er schloss kurz die Augen und hörte in seinen Körper hinein.

Keine Schmerzen. Keine Wunden. Keine Kälte. Keine Angst.

Ein seltsames Gefühl durchströmte ihn – nicht Euphorie, eher eine stille Klarheit.

Ich bin zurück im Leben, dachte er.

Als er die Augen wieder öffnete, entdeckte er etwa zehn Schritte vor sich einen Würfel.

Er bestand aus spiegelndem Material.

Jeff konnte sich selbst darin erkennen – unscharf, verzerrt, wie durch trübes Wasser.

Er ging langsam in die Hocke.

Griff mit beiden Händen in den Sand – der feinkörnige Untergrund gab nur leicht nach.

Als er die Finger schloss, glitt der Sand mühelos hindurch.

Neugierig hob er die Hände, öffnete sie leicht und ließ den Sand gleichmäßig auf den Boden rieseln.

Sein Blick folgte den Körnern – und erstarrte.

Vor ihm zeichnete sich eine feine Linie im Sand ab.

Eine gerade Rinne, als hätte jemand mit einem Stock den Weg zum Würfel vorgezeichnet.

Ganz langsam, fast unmerklich, zog sich die Spur direkt auf das Objekt zu.

Jeff richtete sich auf, zögerte, dann setzte er sich in Bewegung.

Mit jedem Schritt verschwand die Spur hinter ihm, als ob der Sand sich gegen seine Existenz wehrte.

Doch Jeff bemerkte es nicht.

Sein Blick war fest auf den Würfel gerichtet.

Er trat näher.

Die Oberfläche war makellos – keine Nähte, keine Kanten.

Das Objekt wirkte, als sei es aus einem einzigen Guss entstanden.

Obenauf lagen Kleidungsstücke – schwarz, akkurat gefaltet: eine Hose, ein Shirt, etwas, das wie eine leichte Jacke aussah.

Keine Socken. Keine Schuhe.

Ein leises Vibrieren ging durch den Würfel.

Jeff wich erschrocken einen Schritt zurück.

Dann erschien – aus dem Nichts – eine schwarze Boxershorts.

Exakt auf den anderen Kleidungsstücken platziert.

„Top-Hauswirtschafterin“, murmelte Jeff, ein Hauch trockenen Humors kehrte zurück.

Er zog sich langsam an – Shorts, Hose, Shirt.

Der Stoff fühlte sich leicht und angenehm an, beinahe luxuriös.

Barfuß stand er da, blickte wieder auf den Würfel und sagte halb im Scherz:

„Wie wär’s mit Schuhen?“

Wieder dieses Vibrieren.

Doch diesmal geschah nichts.

Stattdessen begann der Würfel zu sinken – langsam zuerst, dann gleichmäßig.

Ohne ein Geräusch, ohne Widerstand.

Er versank nicht einfach – er wurde verschluckt, als hätte er nie existiert.

Jeff wich zurück, konnte den Blick nicht abwenden.

Das silbrige Glimmen verblasste, bis nur noch glatter Sand übrig war.

Keine Einkerbung. Keine Spur.

Auch seine Fußabdrücke – verschwunden.

„Na klar“, murmelte er sarkastisch. „Ganz großes Kino.“

Er atmete tief durch.

Sein Blick wanderte über die weite, leere Landschaft – nur Sand bis zum Horizont.

Keine Bäume. Keine Hügel. Kein einziger Anhaltspunkt.

Er hob den Kopf.

Der Himmel spannte sich wie eine matte Kuppel über ihn.

Kein Blau. Kein Weiß. Kein Stern. Keine Sonne.
Einfach ... nichts.

Woher kommt eigentlich das Licht?, fragte er sich.
Und warum ist es überhaupt da?

Er seufzte.
„Irgendwo muss doch was sein.“

Er hob die rechte Hand, ballte die Faust, streckte den Zeigefinger aus, schloss die Augen – und drehte sich langsam im Kreis.
Drei, vier Runden.

Er blieb stehen, öffnete die Augen.

„Da lang“, sagte er leise – und ging los.

Der Sand knirschte unter seinen Füßen, doch seine Spuren verschwanden, als hätte niemand je diesen Weg betreten.

Nach einigen Schritten flackerte in der Ferne ein heller Punkt auf.

Jeff blieb stehen, blinzelte, schirmte die Augen ab.
Etwas reflektierte Licht – mal rund, mal kantig.
Er kniff die Augen zusammen, bewegte sich seitlich, um es aus einem anderen Winkel zu betrachten.

Bewegt es sich? Ist es eine Spiegelung? Oder steht da wirklich etwas?

Er konnte es nicht genau sagen.
Doch irgendetwas daran zog ihn an.
Es funkelte, wechselte scheinbar die Form, als bestünde es aus Licht und Schatten.

Jeff ging schneller.

„Noch ein Würfel? Oder...“, murmelte er.

Er kam näher.
Und dann sah er sie:
Eine Tür. Einfach so. Inmitten des Nichts.

Neugierig betrachtete er sie, den Kopf leicht geneigt.
Die Tür war glatt, silbrig, mit einer Oberfläche wie der Würfel – nur größer, massiver.
Völlig unberührt.
Keine Scharniere. Keine Einkerbungen.
Nur eine einzelne, schlichte Türklinke auf seiner Seite.

Er tastete vorsichtig über das Material.
Weder warm noch kalt. Absolut glatt.

Die Klinke gab leicht nach, doch Jeff ließ sie los, ohne sie ganz herunterzudrücken.

„Du bist nicht echt“, flüsterte er. „Du bist ein Trick.“

Er trat zur Seite, wollte an ihr vorbeigehen – und prallte gegen eine unsichtbare Wand.

„Was zur...?“

Er rieb sich die Nase, streckte die Hände aus – eine Barriere, durchsichtig und unbeweglich.

Sein Blick wanderte zurück zur Tür.

Hinter ihm verdunkelte sich die Landschaft plötzlich.

Ein dunkler Schatten schluckte das Licht – und kam näher.

Mit ihm kam Kälte.

Jeff drehte sich einmal im Kreis.

Hinter ihm: Dunkelheit.

Vor ihm: die Tür.

Ein kalter Hauch fuhr ihm über die Haut – wie ein Winterwind auf nackter Haut.

Er begann zu frösteln.

„Wer auch immer das hier gebaut hat – du gibst mir keine Wahl, was?“

Langsam hob er die Hand.

Die Türklinke fühlte sich kühl an, schwer, als trüge sie eine Bedeutung, die er noch nicht verstand.

Jeff drückte sie langsam herunter.

Na dann mal los, dachte er.

...aus den Schatten der Zwischenwelt beobachtete ein Weltenwächter mit strahlenden Augen, wie Jeff durch die Tür schritt.

Kapitel 5

Die Ankunft

Liana hatte das seltsame Schauspiel am Flussufer schon fast wieder verdrängt.
Ein leichter Wind ließ die Gräser um sie herum hin und her wiegen.

Sie beobachtete eine dicke Hummel, die auf einer Blüte landete – verlor jedoch rasch das Interesse.

Unruhig drehte sie sich, schob das hohe Grün mit beiden Händen zur Seite und ließ ihren Blick über das gegenüberliegende Ufer schweifen.

„Was dort wohl sein mag?“, fragte sie sich leise.

Ihr Großvater – wie auch alle anderen – war ihren Fragen bisher stets ausgewichen.
Entweder wussten sie wirklich nichts oder wollten es nicht sagen.
Für ein neugieriges Mädchen wie Liana war das schier unerträglich.

In ihrer Fantasie hatte sie sich oft vorgestellt, nachts heimlich ihr Reisegepäck zu schnüren, sich aus dem Haus zu schleichen und allein auf große Fahrt ins Unbekannte zu gehen.
In ihren Träumen kehrte sie heim – bejubelt von der Stadt, zur Heldin von Maasiera ernannt.

„Und jetzt liege ich nur hier im Gras und starre rüber...“, seufzte sie.

Ein kleiner Strudel inmitten des Flusses erregte ihre Aufmerksamkeit.
Zuerst schäumte es nur leicht, kaum erkennbar.
Doch das Wasser wurde unruhiger.

Nur fünf Schritt um diese brodelnde Stelle herum blieb der Fluss glatt.
Gischt stob auf.
Ein Klirren und Brummen ertönte, seltsam undeutlich.

Die Luft über der Gischt begann zu flimmern – als würde enorme Hitze die Luftmassen dehnen und quetschen.

Mit aufgerissenen Augen beobachtete Liana das Schauspiel – unfähig zu reagieren.

Etwas Glitzerndes drang aus der Mitte der Schaumkronen empor.
Es schob sich weiter hoch.
Die glänzende Oberfläche reflektierte die Sonnenstrahlen, blendete sie.

Liana erkannte nicht genau, was es war.
Ihre Hände begannen zu schwitzen. Ihr Herz schlug schneller.
Angst durchkroch ihren Körper.

Etwa zwei Fuß über der Wasseroberfläche blieb das Objekt stehen.
Der Fluss beruhigte sich.

Liana verengte die Augen.

„Das ist... eine Tür!“

Sie schrie auf.

„Großvater! Da ist eine Tür im Fluss!“

Sie sprang auf, rannte zum Turm, warf immer wieder hektische Blicke über die Schulter, um sicherzugehen, dass das Gebilde noch da war.

Am Turm angekommen, stürmte sie die Treppe hinauf.

„Eine Tür! Eine Tür!“, keuchte sie schwer atmend.

Ihr Herz hämmerte.

Sie stützte sich auf die Knie, atmete tief durch.

„Okay... geht schon wieder...“, murmelte sie.

Dann rief sie lauter:

„Großvater! Eine Tür!“

Ihre Stimme hallte durch die Bibliothek.

Was sie nicht mehr bemerkte:

Vor der Tür im Fluss erschien ein Steg.

Lichtfontänen schossen in kurzen Abständen unter lautem Getöse von der Tür Richtung Ufer. Daraufhin bildeten sich metallene Platten, zwei Schritt breit und zwei Schritt lang, die sich über das Wasser legten – wie schwebend.

Begleitet wurde das Spektakel von einem tiefen Brummen, als würde gebündelte Energie in ein unsichtbares Korsett gezwängt.

Egal, wer oder was durch die Tür kommen sollte – nasse Füße wären ausgeschlossen.

Ankratas drehte langsam den Kopf, hörte Lianas aufgereifte Rufe, und begriff sofort: Etwas Besonderes war geschehen.

Er kannte Liana gut genug – sie würde ihn niemals beim Studieren stören, schon gar nicht im Turm der Weisen.

Er schlug das Buch zu, nahm es in die Hand und ging den Holzgang entlang.

„Schnell, Großvater, schnell!“, rief Liana atemlos.

Ihre Stimme klang viel zu hoch, getrieben von Aufregung.

„Ich komme, mein Kind. Nur ruhig“, sagte er gelassen, auch wenn sein Herz schwer schlug. Je näher er dem Ausgang kam, desto deutlicher wurde das Brummen von draußen.

Der Abstieg forderte seine Kräfte, doch Ankratas gönnte sich keine Pause.

Liana zappelte ungeduldig, sah abwechselnd zu ihm und hinaus auf den Fluss.

Sie gestikulierte wild, strich sich nervös durch ihr welliges Haar.

„So, da bin ich“, sagte Ankratas ruhig.

„Was gibt es denn so Dringendes, dass du einen alten Mann die Treppen hinunterscheuchst, Liana?“

„Draußen, Großvater! Schau doch!“, rief sie und deutete hinaus.

Er wollte an ihr vorbeigehen, doch sie drängte sich vor.

Gemeinsam traten sie hinaus und blieben abrupt auf dem Treppenabsatz stehen.

Die Wogen hatten sich geglättet.

Nur das Brummen und das Flimmern der Luft waren noch zu spüren.

Die glänzende Tür und der schwebende Steg standen über dem Wasser – gehalten von einer unsichtbaren Macht.

Großvater und Enkelin packten sich bei der Hand und stiegen schweigend die Treppenstufen hinab.

Liana sah zu Ankratas auf.

Sein Gesicht zeigte Staunen, aber keine Angst – das beruhigte sie.

Langsam, aber zielstrebig näherten sie sich dem Steg.

Vorsichtig schob Ankratas Liana hinter sich.

Sie nahm den Schutz dankbar an.

Ankratas hob den Fuß und berührte die Plattform mit der Stiefelspitze.

Sofort zuckten Lichtbögen auf, eine unsichtbare Barriere schlug Funken.

Liana kreischte erschrocken und duckte sich.

Ankratas zog schnell den Fuß zurück.

„Da will wohl jemand nicht, dass wir weitergehen“, murmelte er.

Er tastete hinter sich, um sich zu vergewissern, dass Liana bei ihm war.

Sie kam sofort näher und klammerte sich an ihn.

Die Barriere verschwand wieder.

„Versuchen wir es noch einmal“, sagte Ankratas.

„Und nicht erschrecken, Liana.“

Er streckte vorsichtig wieder die Stiefelspitze vor – diesmal langsamer.

Doch die Reaktion kam prompt:

Lichtblitze, Hitze – und seine Stiefelspitze war angekokelt.

Kleine Rauchschwaden stiegen auf.

Fluchend tauchte er den Fuß ins Wasser, um das Feuer zu löschen.

„Bei Divinarsia, was soll das alles bedeuten?“, rief er wütend und ratlos zugleich.

Er betrachtete die Türe – sie stand ruhig da, als sei nichts geschehen.
Neugier und Unsicherheit spiegelten sich in seinen Augen.

Eine gefühlte Ewigkeit später geschah etwas:

Ein schmaler roter Lichtkreis erschien um die Basis der Tür.
Er begann, sich gleichmäßig nach oben zu bewegen – wie ein glühender Ring an einem unsichtbaren Faden.

Über der Tür sammelte sich das Licht, verdichtete sich zu einer pulsierenden Kugel.
Dann – ohne Vorwarnung – explodierte es nach oben.

Eine Lichtsäule aus schillernden Regenbogenfarben durchbrach das matte Firmament.

Sekunden später war sie verschwunden – als hätte sie nie existiert.

Liana klammerte sich an den Ärmel ihres Großvaters.
„Da... es öffnet sich“, flüsterte sie.

Tatsächlich – die Tür begann sich zu öffnen.

Ein schmaler Spalt zuerst, dann ein gleißendes Licht.

Beide mussten blinzeln, sich gegen das Strahlen schützen.

Dann trat eine schwarze Kontur hervor – menschlich, schemenhaft.

Der Körper taumelte, machte zwei ungelenke Schritte und sank auf die Knie.
Gerade rechtzeitig, bevor er stürzte.

Im selben Moment löste sich die Tür auf.
Still, ohne Donner – sie zerfiel in glimmende Partikel und verschwand.

Zurück blieb nur die menschliche Gestalt.
Und der glänzende Steg, der über dem Wasser schwebte.

Auf der gegenüberliegenden Uferseite beobachteten acht Augenpaare das Geschehen – verborgen im dichten Gestrüpp.